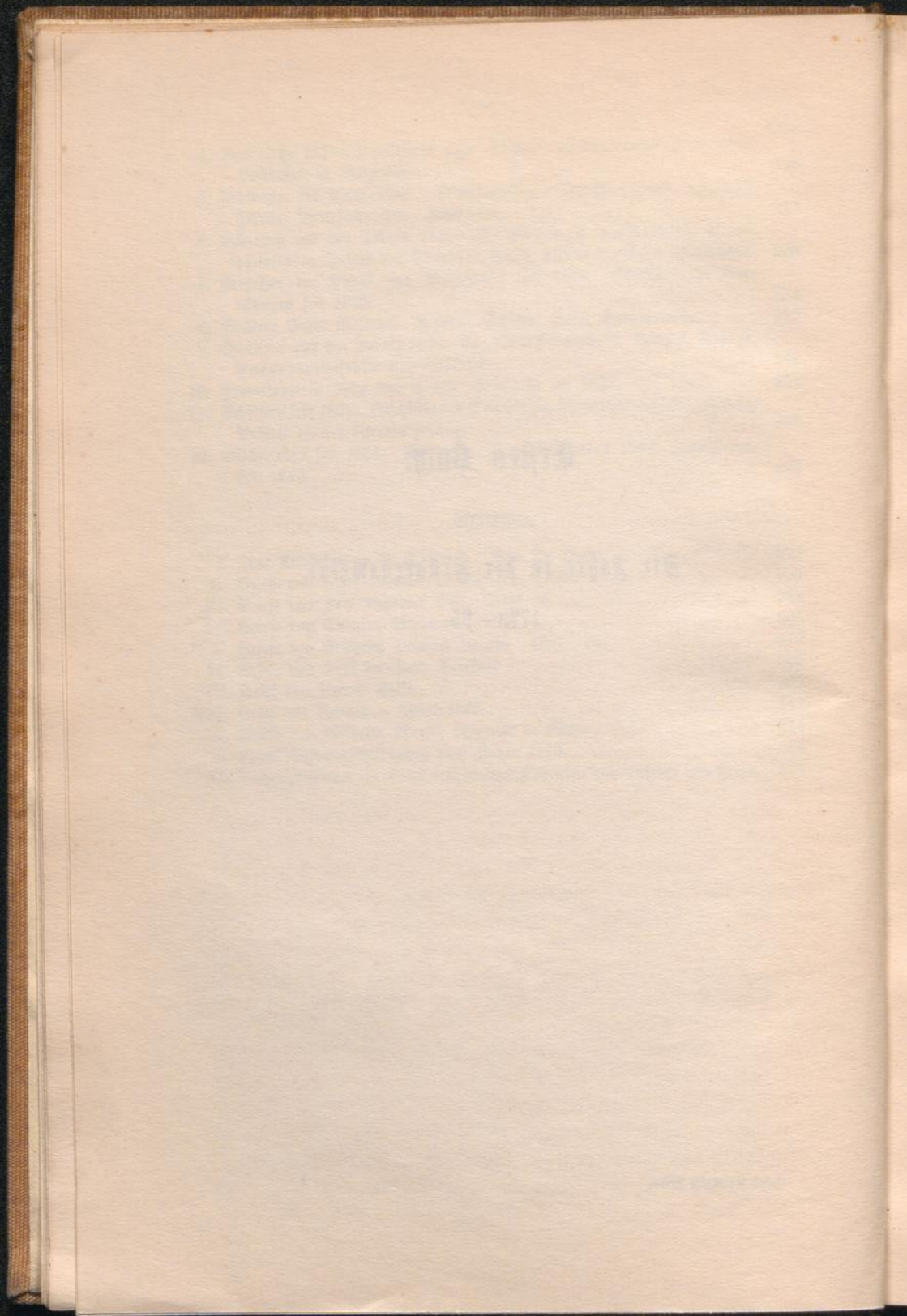


Erstes Buch.

Die Jahre in der Brüdergemeine.
1773—95.



1. Kindheit und Schuljahre in Barby und Niesky.

1773—92.

Wenig Wochen, nachdem die Aufhebung des Jesuitenordens unterzeichnet war, und in denselben Tagen, wo die erste Kunde davon die Welt erfüllte, am 23. Aug. 1773 früh um halb 4 Uhr wurde einem Beamten der Brüdergemeine zu Barby an der Elbe, Peter Konrad Fries, ein erster Sohn geboren. Die Losung des Tags war Jeremia 46, 27: „Jakob soll in Friede sein und die Fülle haben“, und so wählten die Ältern daraus die Namen Jakob und Friedrich für ihr Kind; sie sollten ihr Gebet ausdrücken, welches auch nicht unerfüllt blieb, daß Jakob stets in Frieden sein möge.

Das Leben der Vorfahren des Kindes war nicht allzu friedlich gewesen. Sigismund Eberhard von Fries war in der Mitte des 17. Jahrhunderts kaiserlicher Oberst und Commandant der Stadt Höchst am Main. Dessen Sohn aus einer Ehe mit einer Schottin Juliane Anna von Hamilton, Heinrich Sigismund von Fries, hessen-homburgischer Kammerjunker und kaiserlicher Lieutenant, fiel im ungarischen Feldzuge im October 1683 vor Ofen. Erst nach seinem Tode gebar seine Witwe, eine Tochter des gräflich hanauischen Amtmanns Philipp Moritz von Erdbrecht, im März 1684 zu Frankfurt a. M. einen Sohn Konrad von Fries, welcher genöthigt wurde, als seine Mutter in einer zweiten Ehe den größten Theil ihres Vermögens verloren hatte, bei einem Apotheker in Erfurt in dessen Geschäft einzutreten und dabei auch auf seinen Adel zu verzichten, da der Lehrherr die Beibehaltung desselben mit dem Apothekergeschäfte nicht recht vereinbar fand. Konrad Fries, wie er sich nun nannte, ließ sich in Mömpelgard nieder, begründete eine große Familie mit Judith Scharfenstein, der Tochter eines dortigen Goldschmidts, und starb

dort als Apotheker und als Bürgermeister von Mömpelgard im Jahre 1763.

Der jüngste seiner sieben Söhne, Peter Konrad Fries, am 1. Nov. 1720 geboren, schon als Kind durch einen Lehrer pietistisch erregt, setzte es durch, gegen die Wünsche seines Vaters, welcher ihn zum Kaufmann bestimmt hatte, daß er Theologie studiren durfte, und nach Beendigung seiner Studien in Straßburg von 1739—41 und nach Erwerbung der philosophischen Doctorwürde erhielt er 1746 in Mömpelgard, welches damals noch zu Würtemberg gehörte, ein Pfarramt, zuerst zu Hericourt und dann zu Coutenans, wo er zwölf Jahre lang blieb. „Aber“, so schreibt sein Sohn, „die Bekanntschaft mit Zinzendorf's Schriften und mit einzelnen Mitgliedern der Brüdergemeine machten ihm immer mehr Lust, sich dieser Gesellschaft anzuschließen; im Jahre 1757 lernte er den Grafen Zinzendorf in Montmirail persönlich kennen, erbat sich im Jahre darauf seinen Abschied vom Herzog Karl von Würtemberg und trat in die Brüdergemeine ein. Anfangs nahm ihn der Graf in sein Haus, damals nach Herrenbyk, stellte ihn aber bald darauf in Neuwied an, wo er nur zwei Jahre blieb und dann die Jahre 1761—63 auf Reisen in Geschäften der Gesellschaft im südlichen Frankreich bis nach Bordeaux und dann nach Preußen und Litauen hinbrachte“. „Er machte“, schreibt Bischof Reichel, „oft mit Lebensgefahr in Südfrankreich Besuche bei dortigen damals unter großem Druck lebenden Protestanten. Neben treuem Eifer im Dienst der Brüdergemeine und ungeheuchelter Religiosität besaß er ausgebreitete Kenntnisse und war ein sehr denkender Kopf, was sich schon aus seiner hochgewölbten Stirn schließen ließ, welche nebst andern Zügen seines Profils der Sohn von ihm geerbt hat.“ „Im August 1763“, fährt der letztere fort, „kam er nach Herrnbut zurück und heirathete am 30. Nov. 1763 Christiane Sophie Jäschke, die Tochter eines der ersten Auswanderer aus Mähren, welche sich unter den Schutz des Grafen Zinzendorf begeben hatten.“ Der Vater dieses Michael Jäschke, Georg, war, wie Reichel bezeugt, „einer derjenigen nach dem gewaltsamen Untergang der alten Böhmischo-Mährischen Brüderkirche übriggebliebenen treuen Bekenner, welche die Lehren und Ueberlieferungen ihrer Väter sorgfältig bewahrt und auf ihre Nachkommen vererbt hatten“.

Diese Aeltern unsers Fries erhielten aber nur einen sehr geringen Einfluß auf seine Erziehung. Der Vater wurde noch immer jahrelang mit Reisen im Dienst und zur Ausbreitung der Gemeine beauftragt. Noch 1763 wurde er mit seiner Frau nach Genf geschickt; dann im Jahre 1764 mußte er an der Synode zu Marienborn theilnehmen und

diese bestimmte ihn zum Agenten der Gemeinde für Rußland; im April 1765 wurde er mit seiner Frau nach Petersburg gesandt, „an den Hof der Kaiserin Katharina II., wo er“, versichert Reichel, „für die damals an der Wolga gegründete Colonie Sarepta eine mit mehreren wichtigen Privilegien ausgestattete Concession auswirkte“. Bald darauf zurückgerufen, lebte er bis 1769 als Prediger in Riesky; dann wurde er zum Vorsteher der Gemeinde in Neuwied gemacht, ein Amt, welches „ihm manchen Verdruß und Verlust brachte“; ein sehr glaubwürdiger Mann bezeugte seiner Tochter, ihr Vater habe damals „theils durch seinen Credit, theils dadurch, daß er einen bedeutenden Theil seines eigenen Vermögens opferte, den Credit der Gemeinde gerettet; dein Vater war ein echter Israelit, in dem kein Falsch war“. Dennoch ward er nun von Neuwied entfernt und 1772 wieder nach Genf geschickt; endlich im Frühjahr 1773 wurde er Conferenzschreiber und 1775 Mitglied der Unitätsältestenconferenz und behielt von nun an zwar seinen festen Wohnsitz zu Barby, einem von der kurländischen Regierung für die Brüdergemeine erworbenen Schlosse an der Elbe, wurde aber auch von hier aus noch immer so oft verschickt, daß er, „wie dies damals bei den Dienern der Brüdergemeine sehr gewöhnlich war“, seine beiden einzigen Söhne, den ältesten Jakob Friedrich, mit fünf Jahren, und den jüngern, Johann Christian Wilhelm, dreijährig aus seinem Hause und Wohnorte an die Erziehungsanstalt der Brüdergemeine zu Riesky wegzugeben sich für verpflichtet hielt. Auch die Pathen Jakob's, sonst bekannte herrnhutische Namen, Joseph Spangenberg, Johannes von Watteville, Johann Friedrich Reichel, Benigna von Watteville, geb. von Zinzendorf, Maria Magdalena Lorez, geb. Steiger, und Valeria Huber, scheinen nicht in der Lage gewesen zu sein, hier irgendwie die Stelle der Aeltern zu vertreten.

Es ist sehr folgenreich für Fries geworden, daß er demnach in seiner Kindheit seit dem fünften Jahre kein häusliches Leben, kein Aufwachsen neben Vater und Mutter und Geschwistern gehabt hat. Nicht daß ihm die feinere Ausbildung des Gemüths dadurch entgangen wäre, dafür war in der Brüdergemeine sonst schon gesorgt; aber sehr früh wurde er dadurch nur auf sich selbst, auf seine Einsamkeit und in dieser auf sein eigenes Urtheil verwiesen, und er lernte wol gleichalterige Genossen neben sich lieben, aber über sich nur Vorgesetzte sehen und diese mehr beurtheilen und behandeln, als sich ihrer freuen und sich ihnen hingeben. Freunde erhielt er früh, und darunter solche, die ihm von Kindheit an innig verbunden blieben bis an seinen Tod. Zu derselben Zeit, wo sein Vater ihn von Barby in die Erziehungs-

anstalt nach Riesky brachte, fand sich auch ein anderes noch bedeutendes Mitglied der Unitätsältestenconferenz, einer von Fries soeben genannten Pathen, der nachmalige Bischof Johann Friedrich Reichel, als er nach Ostindien abgehen sollte, genöthigt, seinen Sohn Samuel Christlieb Reichel derselben Anstalt zu übergeben. Die Väter hatten bis dahin Thür an Thür auf dem Schlosse zu Barby nebeneinander gewohnt und nicht minder treu halfen die Mütter einander aus; Christlieb war nur wenige Monate jünger als Jakob, und Jakob, als es einst seiner Mutter fehlte, wurde von Christlieb's Mutter mit-gefangt; es gab keine Zeit, wo die beiden Knaben nicht wie Brüder zusammengelebt hatten, und nun wurden sie auch zusammen mit dem kleinen dreijährigen Wilhelm Fries aus dem Zusammenleben mit ihren Aeltern in die Anstalt gegeben; „ihr Großen“, sagte Fries' Mutter den beiden fünfjährigen beim Abschied, „sorgt mir für den Kleinen“; es folgte auch keine Zeit, wo Jakob Fries und Christlieb Reichel, wie weit auch sonst ihre Wege auseinandergingen, jemals völlig wieder voneinander geschieden wären. Von seinem Vater behielt Fries kaum mehr als eine Erinnerung. „Ich sah ihn“, sagt er, „nur kaum ein Jahr vor seinem Ende im Jahre 1782 auf kurze Zeit wieder, als er zum Synodus in Herrnhut sein mußte“, und von der Mutter, welche er eine schöne und sehr kluge Frau nennt, bemerkt er, „er habe sie eigentlich erst später als Student kennen gelernt, wo er sie bisweilen besucht habe“. Sechs kleine Briefe sind noch übrig, welche der Vater in den Jahren 1781—83 aus Barby nach Riesky an den Sohn geschrieben hat. „Laß uns wissen“, heißt es in dem einen vom 6. Dec. 1781 an den achtjährigen, „wie es Dir geht, ob der liebe Heiland Dir ein vergnügtes Herz schenkt, ob Du seine Liebe erkennst und Ihn liebhaft, ob Du gesund bist und ob Du etwas lernst, auch ob Du ein Vergnügen am Lernen hast. Nun naht die Weihnachts- feste heran, da wollen wir den lieben Heiland bitten, daß Er euch mit Seiner Menschwerdung und Geburt segnen möge, damit ihr im Genuß Seiner Gnade euere Kinderjahre selig verbringet, und etwas bei Zeit lernet, damit ihr einmal auch im Stande seiet, Ihm zu dienen.“ Und im Jahre 1783: „Wende allen Fleiß daran, daß Du recht schön schreiben lernst, Du wirst den Nutzen davon selber bald einsehen, und Deine lieben Vorgesetzten werden sich mit uns, Deinen Aeltern, darüber freuen“, Worte, welche später etwas anders, als sie gemeint waren, erfüllt wurden. „Der Vater“, sagt Fries' Schwester, „besuchte seine Söhne so oft als möglich, besonders 1782 zur Zeit des Synodus, und setzte ihnen dann jedesmal Wein und Obst vor; ich glaube, er

hing noch mehr an seinen Kindern als die Mutter, die auch selbst mit fünf Jahren in die Anstalt gegeben war.“

„Wehe dem, der fern von Aeltern und Geschwistern ein einsam Leben lebt.“ Bei Fries kam noch manches hinzu, seine Kindheit trüber werden zu lassen. Fein organisiert und fast schwächlich war sein ganzer Körperbau; er bemerkte später einmal, daß seine Mutter jedesmal zu früh niedergekommen sei. Eine Freundin dieser, erzählt die Schwester, sagte, wenn er mit seinen schönen blauen Augen so ausdrucksvoll gen Himmel sah: das Kind sieht Engel, das heißt soviel als: „es bleibt nicht am Leben“; aber es blieb. Als Kind hatte er auch öfter Visionen abends im Bett und Furcht davor, welche auch durch Züchtigungen des Vaters nicht wich. Dazu frühe Krankheiten. „Die Blattern“, schreibt ihm Christlieb Reichel, „hatten wir miteinander im März und April 1783; im folgenden Spätsommer 1784 bekamst Du das Kalte Fieber, das von unserm alten Zembisch den auf einem Spaziergange mit Hüffel in die Büsche beim Maiblumenwäldchen reichlich genossenen halbreifen Haselnüssen zugeschrieben wurde; im Herbst und Winter von 1786—87 war es, als Du im Dr. Eberhard's Cur warest und er über die zu sparsam von Dir genommene Latwerge so zornig wurde. Du pflegtest damals, wenn das Fieber kam, Dich oft im Hofe an warmen Tagen zu sonnen; wie lange die immer wiederkehrenden Fieberanfälle dauerten, weiß ich nicht, wol aber, daß G. M. Schneider, bei dem wir vom Frühjahr 1788 bis Herbst 1789 wohnten, Dich den »Fieberfrosch« nannte.“ Diese Zustände und Leiden seiner Kindheit beschreibt Fries selbst noch anschaulicher. „Mein eigenes kindisches inneres Leben“, sagte er, „beganng schon zu Hause mit beängstigenden Träumen, die sich in völlige Visionen ausbildeten, und diese plagten mich zuweilen bis in das siebente oder achte Jahr; später hatte ich sie nicht wieder ohne Fieberphantasien. So oft ich allein war, verlor ich mich in meine innere Welt, in der etwa im vierzehntägigen Wechsel zwei Arten von Phantasiespielen miteinander tauschten. Der eine Traum war kriegerisch, ich war der Feldherr eines mächtigen Königs, führte glückliche Kriege mit seinen Nachbarn, unterwarf ihm diese und umgab so sein großes Reich mit kleinern Bundesstaaten. Kindlicher war das verliebte Spiel der andern Zeit; ich wählte mir aus den Mitschülern einer obern Klasse einen Liebling, den ich nur von fern sah, ohne ihn sprechen zu können; für dessen Vergnügen sorgten meine Phantasien, Blumen waren mir das Liebste und Schönste, Gärten legte ich ihm an und in diesen vorzüglich schöne Blumenbeete, zwischen welchen ich ihn dann umhergeleitete. Diese

sonderbar eintönigen Phantasien fesselten mich so, daß ich an keinem Märchen Freude fand, selbst nicht an Robinson. Nur die für wahr gegebene Geschichte interessirte mich. Die unbeschreibliche Einförmigkeit unsers Schullebens bot einzig im Genuß von Naturschönheiten etwas lebhaft Erfreuendes; längere Spaziergänge, und besonders, was uns jährlich ein paar mal zutheil wurde, ein Tag im Freien in einem schönen Garten verlebt, gewährten die entzückenden Freudestunden. Aber wie mußten diese auch erdarbt werden! Niesty liegt mitten auf einem aus dürrn Kiefernwäldern geschlagenen Felde über kieselichten Höhen, die alles Wasser abfließen lassen, also stets unfruchtbar bleiben; jede Blüte, jeder frische Zweig vermochte in dieser Armuth schon zu ergötzen. Mir sollten eben diese Reize noch sparsamer zugetheilt werden, indem zugleich die krankhafte Spannung meiner Phantasie noch mehr begünstigt wurde. Im Herbst 1784, soeben elf Jahre alt, bekam ich mit mehrern Schülern einen Anfall vom Kalten Fieber; die andern verließen alle nach acht Tagen die Krankenstube wieder, aber mich hielt die Krankheit immer noch zurück; sie setzte sich endlich als ein viertägiges Kaltes Fieber fest, und sie verfolgte mich bis ins funfzehnte Jahr; nachher artete sie in seltene kurze Anfälle von Flußfieber aus, aber Nasenbluten und Wurmbeschwerden blieben bis ins neunzehnte Jahr, ja die hysterischen Fieberanfälle wol bis gegen das funfzigste Jahr. Die Krankheit wurde von Anfang an schlecht behandelt. Der Arzt hatte die Grausamkeit, mir fast alle nahrhaften Speisen zu verbieten, ohne dafür zu sorgen, daß ich zweckmäßige Kost bekäme. So wurde mein Wachsthum unterbrochen und die Muskelkraft auf eine Weise geschwächt, daß ich diese Schwäche nie habe überwinden können; dazu das wiederholte Nasenbluten; ich wurde einigemal so schwach, daß man mein Ende erwartete. Einmal erschien ich nach Monaten wieder in der Schule; da grüßte mich der Inspector, der mir sonst wohlwollte und mich gern einen Philosophen nannte, mit bedeutendem Vertrauen auf meine philosophische Ruhe: „Nun, Jakob, es scheint der Heiland hat Dich noch nicht gewollt.“

„Das Schlimmste“, fährt er fort, „war aber dabei die geistige Behandlung. Der Arzt hatte die Meinung, daß ich, ungeachtet ich mich meist nur jeden dritten Tag vier Stunden krank fühlte, doch die Schule nicht besuchen dürfe und keine geistige Anstrengung vertrage. Man sperrete mich manchmal monatelang auf der Krankenstube ein, ohne mir nur ein Buch zum Lesen zu geben. Auch kein Spielzeug wurde mir, einen Ball ausgenommen, mit dem ich aber nicht gegen die weißgetünchte Wand, sondern nur gegen die Thüren werfen durfte.

Dabei bestand dieses mein Gefängniß aus zwei Zimmern, jedes mit Einem Fenster. Aus dem einen sah man in den Wirthschaftshof eines Bauern; froh war ich, wenn ich da einmal ein paar Tauben vorüberfliegen sah, und ein Fest war es mir, wenn der gute Mann einmal Dünger laden ließ. Das andere Fenster konnte ich nur auf einem Stuhl stehend erreichen, und sah dann in einen engen Hof der Schulgebäude, wo denn doch beim Wechsel der Schulstunden einige Schüler herüber und hinüberliefen. Das Unbarmherzigste war, daß ich in diesem Gefängniß meist vom Frühstück bis Mittag und nach dem Essen bis abends allein gelassen wurde. So fand mich einmal ein zufällig hinaufkommender Lehrer bis zur Dohnmacht verblutet über einige Stühle gestreckt. Schrecklich war mir diese Einsamkeit oft während der Angst des Fieberfrostes, sodaß ich aus meinem Bette aus Leibeskräften schrie, um nur einmal ein menschliches Angesicht herbeizuzwingen, sollte es auch nur kommen, um mich auszuschelten. In gesunden Stunden war ich in dieser Einsamkeit einzig auf die Spiele meiner Phantasie beschränkt; aber welche krankhafte schädliche Anstrengungen kostete es, diese Träume stundenlang im Spiele zu erhalten! Ich glaube gewiß, daß diese krankhaften Anstrengungen vorzüglich daran schuld waren, daß ich später nie ein kräftiges belebendes dichterisches Spiel der Einbildungskraft in meine Gewalt bringen konnte, während es mir doch Bedürfniß blieb, mein Denken immer von Zeit zu Zeit mit wachen Träumen zu unterbrechen.“ Vielleicht, wenn man ihn nicht so eingesperrt hätte, wäre Fries damals auch mit einem fünf Jahre ältern Schüler bekannt geworden, welcher noch früher als Fries ähnlichen Erfahrungen wie dieser in der Gemeine entgegenging: von 1783—85 war Friedrich Schleiermacher (geb. 1768) auf dem Pädagogium zu Riesky und nachher noch 1787 in Barby, damals schon eng verbunden mit seinem „Pylades“ Albertini, welcher nachher auch Fries' Lehrer wurde. *) Aber weder damals noch später kam es zu persönlichen Berührungen zwischen Fries und Schleiermacher, auf deren Entwicklung hier soviel Gleiches, auch zum Theil mit gleichen Erfolgen, eingewirkt hat.

Trotz aller Störungen durch die Krankheit war nun dennoch diese seine erste Schulzeit für Fries durchaus nicht verloren. Schon weil er durch sie ein entschiedenes Interesse für das Lernen selbst gewann. „Als Jakob“, erzählt seine Schwester, „im dreizehnten Jahre die

*) Aus Schleiermacher's Leben, I, 8 fg.; 42—65. F. Plitt, Das theologische Seminarium der evangelischen Brüderunität (1854), S. 57—63.

Kinderanstalt verlassen und seine weitere Bestimmung erfahren sollte, war er in großer Angst, daß er zu einem Handwerk bestimmt werden könnte, und nahm sich vor, wenn dies geschehe, lieber davonzulaufen nach Berlin zu einem berühmten Gelehrten, ich weiß nicht ob Mathematiker oder Chemiker, von dem er gehört oder gelesen hatte, daß er sich fähiger Knaben angenommen und sie unterrichtet habe. Daß er sich mit so etwas an die Mutter wenden könne, davon hatte er keinen Begriff. Zum Glück erfuhr er bald, daß er zum Studiren bestimmt sei“. Er selbst rühmt auch den weitem Schulunterricht, wie gut dieser damals überhaupt geordnet, und wie „vielseitig für den Inbegriff alles wahrhaft Wissenswürdigen in allen höhern Klassen gesorgt gewesen sei“. „Das lebendige Interesse der meisten Lehrer, besonders meiner unvergeßlichen Lehrer Hüffel und Garve, mußte auch uns kräftig anregen“; besonders der letztere, derselbe, der auch als christlicher Dichter bekannt und vielen theuer geworden ist *), sollte hier später noch das Beste thun. Es gab wol auch wieder Störungen für Fries; „eine der schlimmsten Perioden meiner Krankheit traf in die Zeit, als meine Kameraden anfangen Griechisch zu lernen, ich versäumte fast die ganze Zeit der Formenlehre, und dieser Mangel ist mir zeitlebens unbequem geblieben“. Aber desto günstiger waren andere Einwirkungen der Schule. „Als ich dreizehn Jahre alt sein mochte, ersetzte einmal ein paar Monate der Inspector die Stelle eines abgerufenen Lehrers und fing in diesen Stunden an, uns Geometrie vorzutragen. Rechnen mochte ich nie gern, aber dieser geometrische Unterricht war von allen der erste, der mich wissenschaftlich selbst ansprach und belebte. Er gab mir überhaupt ein Interesse für die Mathematik, dem ich mit eigenem Studium folgte, in diesem Gebiete, wo man uns die Bücher nicht verweigerte. Stets war es mir eins der größten Vergnügen, einen neuen Theil der mathematischen Wissenschaften zu studiren. Astronomie entzündete mich vor allem, dann kam aber auch die Kriegsliebe dazu; in Verbindung mit dem zum Soldaten bestimmten Heinrich von Beschwitz trieb ich eifrig die Elemente der Fortification; dazu kam der Türkenkrieg, der uns in die Zeitungspolitik einführte, und das Interesse unserer Lehrer an jeder großartigen Unternehmung und so auch an den Entdeckungsreisen, wodurch ich endlich Geographie zu lernen anfing.“ „Mit dem Alter von zwölf

*) Karl Bernhard Garve, geb. 1763, gest. 1841. Eine kurze Biographie desselben von seinem Sohne Leopold in Voigt's Retolog der Deutschen, Jahrgang 19, I, 609 fg.

bis dreizehn Jahren“, schreibt auch Reichel über seinen Freund, „entwickelte sich zuerst sein ausgezeichnetes Talent und lebhaftes Interesse für Mathematik; bald konnte ihm der in den öffentlichen Lehrstunden ertheilte mathematische Unterricht nicht mehr genügen, welcher damals nicht hinauszugehen pflegte über Elementargeometrie, ebene Trigonometrie und die Anfangsgründe der Analysis. Was ihm daher irgend zugänglich war von mathematischen Schriften, wurde von ihm mit großem Eifer und emsigem Fleiß studirt, wodurch er sich in wenig Jahren so gründliche und umfassende mathematische Kenntnisse zu eigen machte, daß er nachher nicht nur dem in den Schulen des Pädagogiums ertheilten Unterricht weit voraus war, sondern bei seinem Eintritt ins Seminar vom Anhören der mathematischen Vorlesungen darum ausdrücklich dispensirt wurde, weil in denselben für ihn nichts mehr zu lernen sei.“

Auch an andern Anregungen fehlte es in diesem Schulunterricht nicht ganz. „Die ganze Gesellschaft unserer Lehrer“, sagt Fries selbst, „hatte neben dem ernstesten wissenschaftlichen Interesse ein sehr lebhaftes für Naturschönheiten und geführt von einem guten Geschmac für alle Werke der schönen Künste. Dies führte uns mit, und da man uns aus religiösen Gründen von Dichtungen sehr zurückhielt, bekam ich einen ins Kleinliche gehenden Enthusiasmus, wie für schöne Blumen, so auch für jeden dichterischen Gedankenansflug. Ins Große wirkte auf mich vorzüglich der Einfall eines unserer Lehrer uns in deutscher Uebersetzung die Ilias vorzulesen, Homer wurde mir der erste Führer für die Auffassung dichterischer Anschauungen. Dies Erwachen hat lange auf mein Urtheil über den Cultus einen bedeutenden Einfluß behalten.“

Dagegen eben dieser, der Gottesdienst, so wie er Fries in der Brüdergemeinde entgegentrat, übte durchaus nicht den großen Einfluß auf ihn aus, welchen man erwarten möchte. Hier fehlte die Nachhülfe, die leitende Hinweisung der Aeltern; die seinigen hatten ihn zu früh verlassen und ihn sich selbst und fremden, wenn auch nicht theilnahmlösen Menschen überlassen; hätte er Vater und Mutter täglich das Zusammenleben mit der Gemeinde theilen sehen, wäre ihm die Erfahrung nicht entzogen von einem Vaterhause, über welches jene Fülle gemeinsamer Andacht auch noch ihren Segen verbreitete, es würde ihm wol alles, was dort war, anders erschienen sein. So aber erzog sich die Gemeinde in dem armen Jungen, welchen sie in seiner Krankenstube vergaß und versäumte, einen Rebellen, welcher unter einer bloß expeditrenden Aufsicht schon als Kind gegen das Beste, was sie ihm anbot, gleichgültig blieb und beinahe schon bitter wurde. Auch die große

Menge der Functionen wirkte bei dem Knaben nicht eine desto tiefer gehende Neigung, sondern eher abstoßend, und gering war diese Menge freilich nicht. Schleiermacher beschreibt es damals seiner Schwester aus Riesky, wie dort im Jahre 1783 die Versammlungen eingerichtet waren: „Sonntags um $\frac{1}{2}$ 9 Uhr Litanei, um 10 Uhr Predigt, um 2 Uhr Fremdenstunde für die Diaspora, um 5 Uhr eine Liturgie für die Aufgenommenen, um 8 Uhr Gemeinstunde; in der Woche um $\frac{1}{2}$ 9 Uhr Kinderstunde, um 7 Uhr Abendstunde, um 9 Uhr Singstunde.“ *) So sagt nun Fries von sich schon für diese Zeit: „Der Schlenbrian des herrnhutischen Gottesdienstes war mir von Beginn her alltäglich und machte fast keinen Eindruck auf mich; nur die vierwöchentliche Ohrenbeichte, dort Sprechen genannt, weckte in mir Wahrhaftigkeit und treue Ehrlichkeit. In der Schule lernte ich, was man von mir gelernt wissen wollte, mit Ausnahme der bloßen Gedächtnisübungen, die mir sehr schlecht gelangen; lebhaften Antheil aber nahm ich an nichts von diesem; wir lasen meist, nachher auch lateinisch, fast nur die Bibel, ich wenigstens fast immer ohne Sinn und Verstand.“ „Ueberhaupt“, sagt Fries, nachdem er den Schulunterricht in der Brüdergemeinde gerühmt, „die Erziehung bildete dagegen völlig die Rehrseite. Die Sache ging nur mit Hülfe jener milden Sitten, die durch die ganze Brüdergemeinde walten, denn im übrigen vertraute man fast einzig dem Schlenbrian der täglichen Religionsübungen. Jede Klasse hatte neben ihrem Lehrer noch eine Art Aufseher, und dieser hatte außer den Schulen am nächsten und meisten mit uns zu thun. Sie wurden aber, etwa um besonderer Frömmigkeit willen, meist aus der Reihe gemeiner Handwerksgefallen gewählt und waren damals zum Theil Menschen ohne alle Bildung. So kam es, daß mich das religiöse Leben bis zum sechzehnten Jahre gar nicht berührte. Den Religionsunterricht nahm ich nur für den Verstand; ich erinnere mich nur solcher Zweifel, wie z. B. was das bedeute, daß Melchisedek weder Vater noch Mutter hatte, worauf mir geantwortet wurde: Kind, das verstehst du nicht! was ich denn auch sehr wohl einsah. In der Predigt gab ich nicht Acht; in den Abendversammlungen, in die wir jeden Tag um 7 und 9 Uhr geführt wurden, schlief ich regelmäßig; nur die Missionsberichte, allenfalls Lebensläufe und ähnliche Berichte hielten mich wach; sogar in einer obern Klasse hatte ich mit einem Grafen F. L. einen besondern Freundschaftsvertrag abgeschlossen, daß wir immer Hand in Hand so auf den Betstuhl

*) Aus Schleiermacher's Leben, I, 28.

gingen, daß wir mitten auf eine Bank nebeneinander zu sitzen kamen, wo er mir dann auf der Bank ohne Lehne gestattete, mich an seine Seite zu lehnen, um ruhig schlafen zu können. Freundlich war zwar Weihnachten und mancher andere Festtag als Kinderspiel, aber einzig die Feier der Marterwoche und des Ostermorgens machte mir einen wahrhaft religiösen Eindruck. Meine sittlichen Ansichten wurden daher mehr durch einige Betrachtungen des Cicero geweckt, bildeten sich aber, als ich etwa vierzehn Jahre alt war, sehr tölpisch aus.“ „Wir müssen wol von Cicero in der Schule irgendetwas Philosophisches gelesen haben, denn ich erklärte mich für einen Epikureer. Meine Weisheit hatte aber eigentlich viel Aehnliches von der Moral der Sophisten; ich hielt mir alles für erlaubt, wenn meine Handlung nur unentdeckt blieb; indessen machte ich von dieser Erlaubniß doch nur sehr wenig Gebrauch und hegte daneben ein strenges Rechtsgefühl, mit dem ich mir Urtheile über andere anmaßte.“

Es blieb auch den Gemeinsobern nicht verborgen, daß es in ihren Erziehungsanstalten solche von ihr abgewandte Schüler gab und daß hier Abhülfe nöthig sei. Es war, sagt einer ihrer Geschichtschreiber *), eine Zeit der Klage über den sittlichen und religiösen Zerfall im Pädagogium und Seminarium durch Mode- und Genußsucht, Trachten nach Unabhängigkeit, Spott und Nichtgeist, wozu im Seminarium noch die Hinneigung zum Unglauben kam. Im Pädagogium wurden jene Schäden und der Mangel an Kraft und Einigkeit in der Inspection besonders mit Schmerz erkannt von zwei Männern, welche von außen her, zuerst als Lehrer der Kinderanstalt, eintraten: Karl von Forestier, welcher als Lieutenant zu Berlin und Mitglied der Brudersocietät Erlaubniß zur Brüdergemeinde suchte und dieselbe mit seiner Anstellung in Riesky erhielt, und Lorenz Nagel, Candidat der Theologie aus Appenzell, ein Zögling Lavater's, welcher ebenfalls in Riesky eine Thätigkeit als Gehülfe des Hausvaters fand. Als diese das „Ungemeinmäßige und Ungeordnete“ rügten, wurden ihre Klagen in der Unitätsältestenconferenz mit Aufmerksamkeit gehört, und als Bischof Johann Friedrich Reichel 1787 von Ostindien heimgekehrt war, wurde ihm sogleich eine Visitation des Pädagogiums aufgetragen; infolge derselben und auf den Antrag des Inspectors — das war noch der alte Ehr. Theodor Zembisch, geb. 1728, neben ihm als Mitinspector Gottfried Cunow — wurde nun Forestier im Herbst 1787 als Pfleger berufen; eine zweite Visitation des Bischofs Reichel folgte 1788

*) E. B. Cröger, Geschichte der erneuten Bräderkirche, III, 367.

Dies blieb auch nicht ohne Wirkung auf Schüler wie Fries; er bezeugt es selbst. „Karl von Forestier, Lieutenant bei der Garde zu Berlin, hatte seinen Abschied genommen, um zu den Herrnhutern zu gehen. Er wurde bei uns angestellt als eine Art Exercirmeister; nachdem er uns aber einige Wochen über Stühle hatte springen lassen, übergab man ihm das Exercitium unserer Herzen. Er hatte eine tiefe gemüthliche Ausbildung und Talent zu erbaulichen Reden. Dieser interessirte sich für mich, und ich dauerte ihn, daß das Loos mir den Zutritt zum Abendmahl immer verweigerte, während meine Kameraden alle schon dazu gelangt waren. Da nahm er mich allein zu sich, redete mir dringender zu und betete für mich. Dadurch gewann er mein Herz für sich und machte mich glauben, daß ich die Gnadenwirkungen des Heiligen Geistes an meinem Herzen spüren und vor dem Genuß des Abendmahls ein Gefühl der Vergebung der Sünden erlangen müsse. Treuherzig und ehrlich strebte ich danach und erlangte es denn auch bald. Indessen blieb mir dies doch immer ein erzwungener Zustand, weil ich mich in die Schönheit der angebeteten Bilder der Andacht und des Trostes gar nicht finden konnte. Ich ging nie zum Abendmahl, ohne vorher ein besonderes Gefühl der Vergebung der Sünden erhalten zu haben, und gewann Augenblicke des Gefühls einer besondern Nähe Jesu. Aber es wollte mir mit diesen Dingen doch nicht recht gelingen. Ich bedurfte dazu einer unbequemen, gewaltsamen Anspannung, daher hielt sie sich immer nur von der Beichte vor dem Abendmahl bis nach der Danksgangsliturgie nach demselben; nach dieser war ich gleichsam froh, mich wieder frei zu fühlen. Mein Hauptleiden war, daß ich mich in den blutigen Schmerzensmann und seine Marter schöne verlieben, daß dabei mein Herz überfließen sollte von Dank für das Leiden, welches er für mich ausgestanden habe, mich zu erlösen; ich konnte mich zu diesem Danke nicht durchfinden und an dem Bilde einer Leiche keine Freude gewinnen. Ich dachte oft, wäre es das Bild eines Freundes oder wären es schöne Blumen, so sollte es wol gelingen, aber so war es mir unmöglich, denn die große Noth um die Sünde machte keinen Eindruck auf mich. Die Marter schöne, die ich fühlen sollte, blieb mir nicht nur bedeutungslos, sondern ein widerliches geschmackloses Bild.“ Das war denn freilich nicht Liebe genug zur Stütze für ein verlassenes Kind, welches auch von Vater und Mutter keine Liebe lernen konnte.

Hierin änderte sich im ganzen auch noch nichts in den Jahren 1789—92, wo Fries von seinem sechzehnten bis siebzehnten Lebensjahre mit den obern Schulclassen, welchen er angehörte, nach

seinem Geburtsorte zurückversetzt wurde. „Die Kinderanstalt blieb in Niesky; ihr an die Seite wurde das theologische Seminar gesetzt. Hingegen die bisher mit der Kinderanstalt verbundenen obern Klassen des Pädagogiums wurden nach Barby in ein zum Schlosse gehöriges Gebäude verlegt.“ Es gehörte auch dies zu den Veränderungen, welche eine Reform wirken und das „Ungemeinmähige“, worüber man klagte, vermindern sollten; das Seminar, die Universität der Brüdergemeine, schien in Barby ein zu selbständiges und von der Gemeinde losgerissenes, gelehrtes Gemeinwesen geworden zu sein, dessen Studirende, öfter von hallischen und wittenberger Studenten besucht, durch die Aufklärung, für welche diese eiferten, irre gemacht wurden; selbst Studirende wie Schleiermacher hatten hier so eben nicht vor den folgenreichsten Zweifeln behütet und nicht davon und vom Abfall von der Gemeinde abgebracht werden können (1787); so schien es besser, das Seminar in die Mitte einer Ortsgemeine, wie Niesky mehr als Barby war, zu versetzen, um es schon dadurch an seinen Beruf für die Gemeinde Lebendiger zu erinnern. *) „Dem theologischen Unterricht“, sagt ein anderer herrnhutischer Historiker für diese Zeit **), fehlte etwas, was die Schüler, die geistvolleren am meisten, merkten; keine kräftige und keine recht herzliche Oberleitung, keine Auffassung der einzelnen war jetzt mehr; um so stärker daher, überdies bei dem ungenügenden Unterricht in den Hauptfächern und dem mangelnden Studienfleiß, das Einreißen einer gewissen Universitätslibertinage in diesen letzten Jahren des barbyschen Seminars vor dem Synodus 1789; es war eine Sichtsungszeit für dies Institut, und diese zusammenfallend mit einer allgemeinen in der gesamten theologischen und Universitätswelt in Deutschland.“ Dagegen ein klein wenig Freiheit mehr erhielten durch diesen Ortstausch die nun von Niesky nach Barby versetzten Schüler des Pädagogiums, wie Fries, und schon durch die Uebersiedelung selbst. Er sagt: „Reichel und ich wurden von einem Freunde unserer Aeltern — den alten Quandt nennt ihn Reichel, und gibt die Dauer der Reise vom 30. Sept. bis zum 7. Oct. an — über Dresden nach Barby geführt; dieser erste Aufenthalt in Dresden machte einen großen Eindruck auf mich; die Größe und Schönheit der katholischen Kirche, der Terrasse, der Brücke, der Linden, des Japanischen Palais, das herrliche Thal nach Meissen hin mit seinem

*) H. Plitt, Das theologische Seminar, S. 68.

**) Johann Plitt in seinen bei H. Plitt, a. a. O., S. 63, und sonst öfter benutzten sonst ungedruckten Denkwürdigkeiten der Brüdergemeine.

lebendigen Strom; vor allem zeigte man uns die Musikammer und die Gemäldegalerie, die Beschauung der letztern bereicherte in großem Maße die Phantasie und machte tiefe Eindrücke. Den Nachklang dieser Gefühle begünstigte dann auch die neue Umgebung in Barby. Barby liegt freilich nur umgeben von charakterlosen Ebenen mit kahlen Getreidefeldern; die etwas fernere Gegend um Riesky ist schöner, aber sie war uns nur selten erreichbar, und die nächsten Umgebungen boten nur dürre Kiefernwälder und Sumpf. In Barby hingegen lag unsere Wohnung schon von Gärten umgeben, dann der breite Strom mit dem grünen Damm entlang und schönen Eichenwäldern gegenüber, auch unfern die waldige Umgebung der in die Elbe mündenden Saale. Dies gab unserm einförmigen Schulleben, in welchem die freie Natur fast die alleinige Freudenpenderin war, einen bedeutend größern Reiz. Mir indessen wurde daneben durch die Krankheit immer der größte Theil des Winters und vorübergehend mancher andere Tag verdorben. Hier lag der Grund in der ärmlichen Kleidung; in einem kurz ausgeschnittenen Frack nebst kurzen Beinkleidern und Schuhen und Strümpfen mußte ich im Freien jeder Winterkälte trogen, sodaß einige Zeit Schneewetter stets mein gastrisches Fieber mit Nasenbluten wiederbrachte. Hier wurde ich aber in der Krankheit von einem ehemaligen westindischen Missionar weit besser gepflegt und nicht mehr der Einsamkeit überlassen.

„So blieben wir noch drei Jahre unter dem Schulzwange, zuletzt mit bedeutendem Widerwillen. Bis ins neunzehnte Jahr waren wir wie Kinder auf das Zimmer gesperrt; ohne Erlaubniß durften wir kein anderes Zimmer des Hauses besuchen, nie durften wir allein das Haus verlassen, sondern draußen geleitete ein Lehrer die ganze Schaar. In den alten Sprachen wurden die Fortschritte nach und nach sehr gering; aber Albertini weckte das Interesse an der Geschichte, und mir blieben die ästhetischen Anregungen, für welche ich mit vieler Liebe die Baukunst studirte, und die von Hüffel gegebene Vorliebe für Mathematik und Naturwissenschaften. Ich beschäftigte mich gern, aber oberflächlich, mit Naturgeschichte; manche gute Stunde vertändelte ich mit Blumeneinlegen und indem ich mit Schwefeldampf u. dgl. in unserm Naturalien cabinet Krieg mit dessen kleinen Zerstörern führte. Aber besonders blieb ich der reinen Mathematik treu, gefördert durch die Anregung des Engländers Gambold, eines guten Musikers, der mir auch das Räthsel der Akustik und Theorie der Musik stellte, mit welchem ich nachher so manches mal zu thun bekam, damals indem ich Euler's Akustik und ohne irgendeine praktische Kenntniß der Musik Kirnberger's Reinen Satz studirte.“

Diese mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien trugen freilich auch nichts bei, die religiösen Eindrücke zu beleben, welche sonst auch in Barby aus dem Zusammenleben und Cultus einer allerdings viel kleinern Gemeinde über ihn hätten ergehen können: sein Vater, welcher zuletzt in Barby gewohnt hatte, war schon sechs Jahre todt, als man das Pädagogium dorthin verlegte, und so trat auch hier kein Ersatz für ein häusliches Leben für Fries ein. „Inspector Zembsch“, schreibt seine Schwester, „lobte seinen ausgezeichneten Fleiß und sein ganzes sittliches Betragen sehr, nur bedauerte er, daß er über zu eifrigem Fleiß in der Mathematik den Heiland zu vergessen scheine.“ Auch Lehrern, wie Hüffel, welchem er beim Naturalien-cabinet half, war er sehr werth; in Aufzeichnungen desselben fand Reichel die Bemerkung über ihn: „Es ist wirklich ein lieber Junge, an dem ich ungemein viel Freude habe; vom Heiland weiß er wenig oder nichts; es wäre nicht gut, wenn das nicht anders würde“; und ein anderer, G. M. Schneider, hatte dazu bemerkt: „Genießt er Jesus nicht in der Stille?“ Vor dem Abendmahl sah Hüffel alle Knaben, „sogar Fries“, ihre Gesangbücher vornehmen. „Mein lieber Forestier“, sagt Fries selbst, „gab sich viele Mühe, mir den Glauben zu stärken, und forderte mich deswegen öfter auf, Vertheidigungsschriften für denselben zu lesen; ich erwiderte ihm aber, er dürfe mir ja doch die Schriften der Gegner nicht mittheilen, und da wollte ich die Sache lieber anstehen lassen, bis ich Rede und Gegenrede vergleichen könne.“

Dagegen regte sich nun auch schon auf dem Pädagogium bei ihm ein philosophisches Interesse. Der alte Weg durch die Geometrie in die Philosophie war auch der seinige geworden, und er dankt es jener, was er in dieser erreicht hat: „Durch die mathematischen Studien erhielt ich das feste Maß von Sicherheit und Gewißheit, welches nachher auch in philosophischen Dingen meinem Geiste die Richtung gab.“ „Meinem Lehrer Hüffel sprach ich in einer Stunde des geometrischen Unterrichts einmal meine Freude aus an der Festigkeit und Klarheit der geometrischen Beweisführung. Er entgegnete: so kann man auch philosophisch das Dasein Gottes beweisen. Mit lebhaftem Interesse fragte ich: o! wie denn das? und er antwortete etwa: Jedes muß seinen zureichenden Grund haben, so auch das Ganze der Welt; dieser höchste Grund der Welt ist Gott. Ich schwieg, dachte aber sogleich: nun wenn jedes seinen Grund haben muß, so auch Gott; oder kann Gott durch sich selbst als seinen Grund bestehen, warum nicht auch die Welt und die Dinge in der Welt? Das war die erste bestimmte philosophische Discussion, welche mich traf; damals war ich vierzehn

Jahr alt.“ Dieser Trieb führte ihn jetzt weiter. „Die Logik (nach Bayriz' «Logik») erschien mir“, sagt er, „als eine ganz unnöthige Untersuchung, als eine lächerliche, langweilige Sache, in welcher man weitläufig Dinge besprach, die sich von selbst verstehen. Gelegentlich lasen wir Platon's «Phädon», ich mühte mich viel damit“ (Reichel erzählt, Fries habe sich damals eine Uebersetzung des ganzen Phädon ausgearbeitet), „sah das Raisonnement aber falsch und unbedeutend. Als der Lehrer uns dagegen Mendelssohn's «Phädon» vorlas, wurde ich sehr davon angezogen und befriedigt. Außerdem lasen wir Euler's «Briefe an eine deutsche Prinzessin»; alles Metaphysische darin erschien mir aber, wie Cicero's Gespräche, unzulänglich und willkürlich, Leibniz' «Monadenlehre» z. B. als ein willkürlich erfonnener, un begründeter Traum. Ich wurde nur auf den einen eigenen Gedanken geführt, ob sich die objective Gültigkeit unserer Vorstellungen nicht geometrisch beweisen lasse, so wie wir messend doch die Lage jedes gegenwärtigen Gegenstandes mit Nothwendigkeit zu bestimmen vermöchten. Doch als ich den Gedanken mehrmals hin- und hergeworfen, wurde mir klar, daß wir damit ja auch nur unsere Vorstellungen vom Gegenstande und nicht getrennt davon das Sein desselben fixirten.“ „So kam ich mit einem sehr günstigen Urtheil für die Mathematik und einem ungünstigen über Philosophie im Herbst 1792 in das theologische Seminarium nach Riesky.“

Eine durch so viel Einsamkeit früh gereifte intellectuelle Selbstständigkeit und ihr entsprechende innere Emancipation von Autoritäten jeder Art, von welcher keine Pietät gegen Vater oder Mutter zurückhielt, eine große Ehrlichkeit mit einer Selbstkritik, welche nichts, was Illusion schien, noch festzuhalten vermochte, dabei eine ebenfalls durch die habituelle Isolirung bis zum krankhaften Grade verstärkte Uebung, den eigenen Gedanken nachzuhängen mit der Vertiefung des durch keinerlei Umgebung Zerstreuten, und nun die Kräftigung und Disciplinirung, die Reinigung von Phantasien und Spielereien, welche diese eigenen Gedanken durch die Freude an der Mathematik und durch die Gewöhnung an ihre Nüchternheit und Strenge erhielten, dies waren die schon fest gewordenen Gewohnheiten, mit welchen Fries neunzehnjährig aus Schulzeit und Schulzwang in die höhere Lehranstalt der Brüdergemeine übertrat. Ohne Gefahren war dieser Zustand sicher nicht, aber eine ungünstige Vorbereitung für einen künftigen Philosophen auch nicht.

„Noch Eins aber darf bei der Schilderung von Fries' Jugendzeit nicht unerwähnt bleiben“, so beschließt Reichel im Jahre 1848 eine

Schilderung seines Freundes nach einer Klage über manche religiöse Skepsis, welche schon damals „in einem Gemüth angeregt seien, in welchem der reflectirende Verstand und der Trieb zum speculativen Forschen so vorherrschend war wie in dem seinigen“, „noch Eins, wie sich mit den Jahren mehr und mehr entfaltete jene Liebenswürdigkeit seines innersten Charakters, von welcher alle diejenigen Zeugniß geben werden, welche irgend Gelegenheit hatten, ihn näher kennen zu lernen, und welche sich zeigte in der durchaus offenen, kindlichen Gemüthsart eines Herzens, in welchem kein Falsch ist. Hatte er in seiner frühern Kindheit sich nicht selten hinreißen lassen zu Aufwallungen einer leidenschaftlich gereizten Heftigkeit, besonders wenn er glaubte, daß ihm von Lehrern oder Kameraden irgendein Unrecht geschehen sei, so war in seinen spätern Jugendjahren davon nichts mehr zu verspüren. Er erwarb sich vielmehr die durchgängige Liebe seiner Kameraden in einer Allgemeinheit, wie dies nicht oft angetroffen wird. Selbst Aeußerungen der ihm eigenthümlichen sarkastischen Laune, denen er sich nicht selten überließ, konnten bei der arglosen Gutmüthigkeit, mit welcher sie vorgebracht wurden, für die davon Betroffenen nicht leicht verlegend sein oder die Herzen ihm entfremden. Er blieb der, dem jedermann von ganzem Herzen gut sein mußte, auch von solchen, welche mit ihm in keiner nähern Freundschaftsverbinding standen.“

2. Studienzeit im theologischen Seminar zu Riesky.

1792—95.

Drei Jahre waren vergangen, seitdem man das theologische Seminar der Brüdergemeine nach Riesky versetzt hatte, um dasselbe gegen Einwirkungen von außen her mehr als bisher zu verschließen und es durch die Theilnahme an dem Zusammenleben mit einer größern Gemeine dieser wieder inniger zu verbinden. Aber die von außen her gefürchteten Einflüsse dauerten mit den Bedingungen derselben fort und waren auch in Riesky selbst von den Lehrern und darum auch von den Studirenden nicht fern zu halten. Unter den Lehrern ragte der schon genannte Karl Bernhard Garbe hervor, welcher, nur zehn Jahre älter als Fries, schon seit 1784 am Pädagogium, solange dies zu Riesky blieb, Fries' Lehrer gewesen, nun aber seit 1789 ebendasselbst

als Lehrer am Seminar angestellt war, auch er von Kindheit an ein Bögling der Brüdergemeine und auch nachher stets bemüht, sich seine Glaubensgemeinschaft mit ihr zu erhalten, aber auch er für die Lehren Kant's, Reinhold's und Jacobi's lebhaft interessirt und mit ungewöhnlichen Lehrgaben seine Schüler im Seminar so sehr dafür interessirend, daß man doch schon 1797 seine Entfernung aus dem Lehramte zu verfügen nöthig fand. „Ausdrücklich zum Lehrer der historischen und philosophischen Wissenschaften berufen“, so äußert sich sein damaliger Schüler Christlieb Reichel fast 50 Jahre später über ihn, „mußte er lebhaft das Bedürfnis empfinden, sich selbst gründlich bekannt zu machen mit den damals aufs lebendigste angeregten speculativen Fragen und Untersuchungen, wobei er zugleich aus wahrer innerer Ueberzeugung für seine Pflicht hielt, die Jugend ebenfalls dazu anzuleiten. Hierbei blieb es nicht aus, daß gar manche Jünglinge, geblendet von dem vermeintlichen hellen Lichte, mehr oder weniger abgelenkt wurden von dem Wege der Herzenserleuchtung und des kindlichen Glaubens. Dieses aber konnte nicht auf die Länge verborgen bleiben, und wenngleich von solchen Brüdern, welche sein Inneres näher kannten, seine treue Meinung und Herzensgesinnung keineswegs verkannt wurde, so war jenes doch die Veranlassung, daß man es für zweckmäßig erachtete, ihn in einen andern Wirkungskreis zu versetzen.“*) Dies war aber jetzt noch nicht geschehen, und die hier beklagte Einwirkung Garbe's wurde bei keinem seiner Schüler nachhaltiger und fruchtbarer als jetzt bei Fries. „Im September 1792“, schreibt Johann Plitt in seiner „Handschrift der Brüdergeschichte“**), „kam aus Barbis die erste größere Gesellschaft Jünglinge, die nun schon drei Jahre unter Forestier's Seelenpflege und in Gambold's und Albertini's Unterricht gestanden und zum Theil an Herzensreligion und sittlichem Ernst wie an Wissenschaftsinteresse und Kenntniß von Sprachen und Mathematik gewonnen

*) Aus dem vom Bischof Christlieb Reichel bei Garbe's Begräbniß in Herrnhut 1841 vorgelesenen Lebenslauf. Ueber die Versetzung Garbe's vom Seminar an das Archiv der Gemeinde äußert sich auch Johann Plitt in den handschriftlichen Denkwürdigkeiten bei S. Plitt, a. a. D., S. 87 fg., doch fehlen dort die Worte des erfarnen: „Einige Todesfälle jehziger und vormaliger Seminaristen, die über der Philosophie Zeit und Herzensfriede eingeüßt zu haben bereuten (Marasch, Dahl in England, Oldendorp, Uexküll?) 1796—97, verstärkten den Eindruck fortwährend, eine Totalreform ward in der Unitätsältestenconferenz berathen und endlich ausgeführt: das Unitätsarchivariat war durch Ranzau's Tod erledigt; es ward Garbe angetragen und angenommen Februar 1797.“ S. auch Eröber, a. a. D., III, 367, 471.

**) Etwas vollständiger nach einem Excerpt aus Johann Plitt's Handschrift als bei S. Plitt, Das Seminar, S. 76 fg.

hatten, damit aber auch gereift waren für die höhere philosophische Bildung, welche durch Garve ins Seminar war eingeführt worden. Von nun hat dieselbe eigentlich erst ihre Stätte daselbst erhalten für vier bis fünf Jahre, von 1792 an, dergestalt, daß das Studium von Kant's Kritiken und neuern Schriften und der an sie sich anknüpfenden von Reinhold, F. H. Jacobi (vorzüglich «Allwill» und «Woldemar») und Fichte das vorherrschende ward und die Theologie völlig daniiederlag, mit fast alleiniger Ausnahme von Herder's geistreichen Werken, theologischen und ästhetischen; an diese aber reihte sich weiter Goethe's und Schiller's frühere und neueste Poesie. Das war es, was sich jetzt im Anschluß an die Humanitätsstudien aus dem griechisch-römischen Alterthum an die im Pädagogium gelesenen Dichter der jugendlichen Gemüther allgewaltig bemächtigte. Die in dieser Gemüthswelt nicht lebten und die frommen Eindrücke aus den Knabenjahren nicht bewahrten, waren denn freilich den Gefahren des rohen Sinnenlebens um so mehr ausgesetzt; andern, die ohne die geistige Kraft dazu Philosophen sein wollten, lag die Gefahr eines ungewissen Zustandes der Zweifellei näher.“ Schon wurde daher auch 1792 die Inspection des Seminars in die Hände solcher gelegt, welche wie die Brüder Gottfried und Gebhard Cunow kein Wohlgefallen an diesen philosophischen Studien hatten; aber noch beobachteten diese und enthielten sich noch des Urtheils über „die neue, seit kurzem auf allen deutschen Universitäten emporgekommene Philosophie“; auch die alten Mitglieder der Unitätsältestenconferenz verglichen sie dem ähnlichen Auftreten der Wolff'schen als einer vorübergegangenen Erscheinung, und glaubten daher nicht sofort gegen dieselbe einschreiten zu sollen.

Zu den von Darby mitgekommenen neuen Studirenden gehörten auch die noch niemals getrennten Freunde Christlieb Reichel und Jakob Fries, und beide gaben sich eifrig dem neuen philosophischen Treiben hin, und doch mit wie verschiedenem Erfolg beide! Reichel sagt über diese Zeit von sich in seiner freilich erst 20 Jahre später ausgezeichneten Selbstbiographie: „Hielt ich meinen Glauben innerlich für fest gegründet, so stellte das theologische Studium ihn auch gegen alle Angriffe von außen sicher; zugleich versprach ich mir Großes vom Studium der Philosophie, welche damals die höchsten Erwartungen rege gemacht hatte von dem, was sie in allen Gebieten der menschlichen Erkenntniß leisten könne und werde, Erwartungen, welchen auch wir Jünglinge uns um so leichter hingaben, da sie durch die lebendigen und begeisterten Vorträge des einen unserer Lehrer kräftig in uns genährt wurden. Meine Vernunft verlor sich immer tiefer und

tiefer in einen Abgrund von Zweifeln; es war kaum ein Artikel des christlichen Glaubens, der mir noch ausgemachte Wahrheit gewesen wäre. Aber an den Herzenserfahrungen meiner Kinder- und Knabenjahre wurde ich dadurch nicht irre; so erinnere ich mich noch lebhaft, wie in der Charwoche des Jahres 1794, als eben meine Zweifel aufs höchste gestiegen waren und ich gar nicht mehr wußte, was ich von der Person Jesu, von seiner göttlichen Würde und von dem Zweck seines Todes halten sollte, mir die simple Geschichte, wie er am Kreuz verschied, allgewaltig ins Herz drang, wie ich zu dem, der mir jetzt ein unbekannter Gott geworden war, mit Inbrunst beten konnte, und wie in solchen Augenblicken alle Zweifel vergessen waren und ein himmlischer Gottesfriede mein Herz erfüllte.“ Er setzt hinzu, welch eine Stütze ihm dabei während seines Aufenthalts im Seminar die Nähe seiner Aeltern und der Umgang mit seinem Vater gewesen sei: „an ihm sah ich in einem lebendigen Beispiel das Leben im Glauben des Sohnes Gottes und zugleich die schönen Früchte dieses Glaubens.“*) Diese Hülfe und dieser Segen war seinem früh verwaisenen Freunde neben ihm versagt; desto ungehemmter gab dieser sich dem schon in ihm angeregten Zuge nach einer vor seinem eigenen Fürwahrhalten und Gewissen bestehenden Erkenntniß und einer dafür und gegen Autorität streitenden Freiheit hin.

„Die drei Jahre im Seminarium“, sagt Fries, „gehören zu den schönsten meines Lebens. Mit dem ersten Gefühl geistiger Freiheit wurde mir zugleich lebendige Anregung des selbständigen Gedankens und lebendige Anregung von Geschmack und Gefühl.“ Zwar „auch hier waren wir noch unter genauer Aufsicht, fünf bis sechs auf einer Stube; wir durften nicht über Nacht ausbleiben und uns selbst keine Bücher anschaffen. Aber die Zwangsarbeiten außer den Collegien fielen weg, den Tag über waren wir unsere eigene Herren, dem Selbstdenken war der Spielraum geöffnet und die Gegenstände des Unterrichts waren interessanter. Auch unsere geselligen Unterhaltungen außer den Stunden muß ich sehr loben. Ich stand in einem Kreise von Jünglingen, deren Unterhaltung wissenschaftlich und ästhetisch viel bedeutender und feiner war, als ich sie nachher auf der Universität fand. Unser Geschmack war angeregt für jede schöne Kunst und besonders für jede Naturschönheit; daher kam die große Gleichmäßigkeit unserer wissenschaftlichen, Geschmacks- und religiösen Interessen. Die letzteren

*) Lebenslauf des Bruders Samuel Christlieb Reichel (Berthelsdorf 1853), S. 12—16.

belebten vorzüglich unsere Unterhaltung; Verwerfung oder Beibehaltung unserer positiven Gewohnheiten traf die einzelnen in sehr verschiedener Weise, aber Achtung vor der religiösen Wahrheit war uns allen gleich.“

„Winnen drei Jahren ging ich das ganze theologische Studium durch, soweit man es von uns verlangte. Dabei kam freilich keine große Kunst der Exegese in Anwendung und die praktischen Disciplinen fehlten ganz. Daneben aber lernten wir die Elemente der angewandten Mathematik und Physik nebst etwas Chemie, wurden in der Geschichte weiter geführt und erhielten besonders eine sehr belebte Anleitung zur encyclopädischen Kenntniß aller Wissenschaften.“ „Verachte mir Garve nicht“, schreibt Fries einmal 1799 an Reichel, „denke an die Stunden, in denen er durch seinen Vortrag philosophisch-moralischen Enthusiasmus so zu beleben wußte, daß auch die Unphilosophischen unter uns zu schweigen genöthigt wurden. Freilich war er sonst unumgänglich, grillenhaft, anmaßlich, da mag Albertini besser sein, aber ein besserer Lehrer der Philosophie? nein, das ist er nicht. Garve's Philosophie hatte sehr schwache Stellen, aber er lehrte uns nicht sie, sondern mit Interesse philosophiren.“ „Der philosophische Vortrag“, fährt er später fort, „führte bald auf die Lehre von der Einbildungskraft und besonders vom Aberglauben. Dies änderte schnell und entschieden meine ganze Religionsansicht. Ich sah nun ein, daß meine frommen Anstrengungen für die Andacht nur Spiele der Phantasie gewesen seien, mit welchen ich mich selbst unterhielt, und sie verloren allen Werth für mich.“ „So verblüht von dieser Seite die ganze Bedeutung des Cultus. Dazu kam für die Lehre, daß sowie ich die Versöhnungslehre mit der Ethik zu vergleichen anfang, mir auf der Stelle sonnenklar wurde, eine Schuld, die ein anderer für mich tilgen könne, sei keine wahre Sündenschuld, diese Befreiung sei gar nichts, oder nur durch die eigene freie Kraft zu erlangen. Sittliche Schuld kann nie einer, und wenn er ein Gott wäre, für einen andern tilgen, und die Vorstellung eines menschengewordenen leidenden Gottes verglich sich mir mit dem Gebrauch des Kaisers von China, jährlich einmal den Pflug zu führen; für einen Gott schien mir der Gedanke, einmal einige Jahre als Mensch zu leben, mehr eine Sache des Scherzes als des Ernstes, am wenigsten des dankbaren Mitgefühls. So war mir die ganze positive Religionslehre, mit der ich bisher verhandelt hatte, vernichtet, aber dies setzte mich in gar keine Verlegenheit. Ich verwarf darum keinen Augenblick die Bedeutung des religiösen Lebens und zweifelte nie an Gott und Unsterblichkeit; ich sagte mir, auf die Wahrheit komme es an, an

einem Irrthum zu hängen, weil er uns lieb war, sei Thorheit; irgend- eine Wahrheit des Uebersinnlichen müsse es aber geben, denn die allem Sinnlichen überlegenen Ideen von Gottheit und Freiheit könnten aus dem Sinnlichen nicht entsprungen sein. Ihren richtigen Ausspruch für mich müsse mir die Philosophie geben; ihre Bedeutung für das Leben erkannte ich im Schönen und Erhabenen, welches der Vorwurf aller religiösen Betrachtung, irriger wie wahrer, sei und wofür mir Jacobi's Gefühlsstimmungen besondere Bedeutung gewannen. Vorzüglich leicht aber trennte ich mich von allen Vorstellungen der Versöhnungslehre, indem mir klar war, daß nur das Schönste das Beste sei; nie ist mir der Gedanke einer Furcht vor Gott gekommen, sondern der Gedanke des Heiligen war mir immer nur der des ewigen Friedens."

Wurde Fries durch dies alles innerlich immer weiter geschieden von der Brüdergemeinde und ihrer Glaubensgemeinschaft, so doch nicht von seinen Mitschülern und Freunden. „Die religiöse Gefühlsbildung“, sagt er, „fiel mir nun mit der ästhetischen ganz zusammen; der letztern verbanden sich die von Kindheit auf mit mir erwachsenen Ideale der Freundschaft, und die Farbengebung der geforderten gemüthlichen Ausbildung verliehen Jacobi's Romane.“ Waren nun auch die Gestalten der letzteren der Bevölkerung eines herrnhutischen Seminars sehr unähnlich, so war doch in beiden ein gemeinsamer Zug, ein Hinanswollen über Alltäglichkeit und ihre Schranken, ein Verlangen nach idealer Erhebung und nach geistigem Genuß durch sie, und wie es schon bei Jacobi „nicht Schatten sein sollten, die der Wahn erzeugte“, was er mit soviel Liebe schilderte, so suchten und fanden auch die jungen Freunde Verwirklichung Jacobi'scher Ideale an und in einander bis zu einer Ueberschwänglichkeit, welche aber, wenn auch noch Unklarheit genug, doch noch sicherer heilsame Abwendung von Leerheit, Gleichgültigkeit und Gemeinheit einschloß. Ein Verkehr wie dieser fand jetzt für Fries weniger mit dem ernststen Christlieb Reichel als mit zwei Brüdern von Bezschwitz, besonders mit Karl von Bezschwitz statt; Proben aus Fries' Briefen an den letztern mögen dies nachher näher erkennen lassen. Weniger nahe mit ihm verbunden, doch auch mit ihm befreundet, waren andere, wie Kennenkampf, Dahl, Bruiningk; vielleicht auch damals schon Johann Plitt und Rölbing. „Uns belebten die ersten Genien der Deutschen, besonders Lessing, Herder, Asmus, Wieland, Goethe, Schiller und Jacobi; Jacobi aber hatte die Vorherrschaft um des philosophischen Anklangs willen.“

Auch politische Ideale und Illusionen lagen den Freunden in

diesen heißesten Tagen der Französischen Revolution nicht fern. Noch fast 20 Jahre später schreibt Reichel an Fries über diese Zeit: „So ganz ich auch aufgehört habe mich zu grämen und zu ärgern, daß jetzt ruhiger das Blut durch meine Adern fließt und daß sich das Jugendfeuer in jeder Hinsicht gewaltig abgekühlt hat, so macht es mir doch auf Stunden und Tage noch ein inniges Vergnügen, jene Zeiten mir ins Gemüth zurückzurufen, da ein so feuriger Enthusiasmus uns befeelte für Wahrheit und Freiheit und Recht, da die Zeit, in der wir lebten, uns die Morgenröthe eines herrlichen Tags für die ganze Menschheit dünkte, da wir in treuherziger Einfalt mit unserm guten Willen uns wol im Stande glaubten, wenn wir nur die Regierenden wären, die Welt umzugestalten und ein saturnisches Zeitalter herbeizuführen, jene Zeiten, wo es uns das leichteste Ding von der Welt schien, wenn man uns machen ließe, Tugend und Gerechtigkeit zur herrschenden Mode zu machen. Ungern freilich denke ich daran, wie viel jener Enthusiasmus mich im Leben handeln gemacht hat, ich muß erröthen vor mir selbst, wenn ich sehe, wie weit ich hinter andern, die gleiche Laufbahn mit mir hatten, zurückstehe, die von so enthusiastischen Hoffnungen und Plänen nie etwas wußten und im Leben sich doch soviel thätiger, wol auch aufopfernder zeigten.“ Zuversichtlicher Fries: „Schiller's Ideale verbanden den poetischen Enthusiasmus mit dem politischen. Das Erfreulichste und Erhebendste wurde mir die Idee, daß Menschen die Vereblung der Menschheit sich selbst zur Aufgabe stellen könnten und sollten, die Möglichkeit einer Theorie für die Kunst der Vereblung der Menschheit. Dem stellte sich zur Vergleichung die ganze Reihe der Gewaltthaten der Französischen Revolution gegenüber. Mir gefiel der Spruch des Robespierre: Was sind 6000 Mann gegen ein Princip? Ich wußte mir nichts Größeres als alle Schrecken der Gewaltthat aufzubieten, um der Wahrheit und Gerechtigkeit den Sieg zu bereiten, denn selbst in den Zeiten der blutigsten Schrecken gaben mir die Zeitungen ein so falsches Bild von der Wirklichkeit, daß in den Tiraden der Machthaber von Freiheit und Gleichheit mir der Dienst der Gerechtigkeit angedeutet schien.“

„Doch diese politischen Phantasien füllten keineswegs unser Leben, sie standen vielmehr an Interesse den ästhetischen und religiösen nach, und ruhiges Forschen nach Wahrheit blieb eigentlich allein mein Wort. So wurden mir hier sogleich die philosophischen Bestrebungen der Hauptzweck meines Lebens.“ Und hier beschreibt er nun auch, welche folgenreiche Richtung dieselben schon durch den Unterricht und das Studium auf dem Seminar erhielten.

„Professor Garbe regte den philosophirenden Geist sehr lebhaft an, indem er mit Begeisterung der Kantischen kritischen Lehre folgen wollte, im Vertrauen zu deren großem Dienst für Religion und Recht. Allein in der Ausführung der Lehre folgte er Reinhold nach der Theorie des Vorstellungsvermögens. Gegen diese hatte ich aber sogleich die Einwendung, daß ihr Satz des Bewußtseins mit seiner Vorstellung nur das Erkenntnißvermögen betreffe; ich fand es ungenügend, daß Reinhold bei dem Fundament des philosophischen Wissens nur das Vorstellen beachtete und die praktischen Vermögen unsers Geistes von der Uebersicht ausschloß; sollte es also einen höchsten Grundsatz des menschlichen Wissens geben, so mußte dieser noch höher gesucht werden. Dann aber, als ich das Werk selbst verglich, erstaunte ich über die Unangemessenheit der Gedankenverbindung; verglichen mit der Schärfe mathematischer Beweisführung, an die ich gewöhnt war, genügte mir auch nicht ein einziger hier so genannter Beweis. Dies machte mich im höchsten Grade begierig, Kant's eigene Schriften kennen zu lernen; das war aber mit Schwierigkeiten verbunden, indem der Inspector sie uns nicht geben wollte; jedoch erhielt ich endlich die „Prolegomena“ und die Preisschrift über die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften. Das war eine andere Art zu philosophiren, als ich sie noch irgendwo gefunden hatte; hier war wie in der Mathematik bestimmte und einleuchtende Wahrheit zu finden; dabei gab mir die zweite Abhandlung das Licht darüber, wie dieser bessere Erfolg durch die zergliedernde Methode erhalten worden sei. Die Prolegomena gaben eine klare verständliche Reihe von Behauptungen, die, mochten sie interessant sein oder nicht, doch ganz fest als wahr eingesehen werden konnten. So folgte ich Kant ohne Anstoß durch die Lehre von der Metaphysik der Natur; auch sah ich durch ihn ein, daß grenzbestimmende reine Vernunftbegriffe in der Idee des Absoluten dreitheilig nach Seele, Welt und Gottheit in der reinen Vernunft gegründet seien. Aber die weitere dialektische Ausführung gab nicht vollkommene befriedigende Verständlichkeit. Mit Mühe schafften wir uns nun, anfangs gegen den Willen der Lehrer, die Kantischen Werke. Karl von Jeschwitz und ich gingen heimlich nach Götting, kauften dort nach und nach die drei Kritiken und lasen sie eifrig, zuerst in offenen Bogen, aus Furcht durch den Buchbinder verrathen zu werden, ehe wir sie binden ließen. Doch dieser verrieth uns nicht, allein der Buchhändler in Götting lobte uns einmal gegen unsern Arzt für unsern philosophischen Eifer, der Arzt gab dies dem Inspector an und dieser verlangte der Verordnung gemäß die Auslieferung der Bücher. Doch auf meine Vorstellung,

daß ich sie mir heimlich doch von neuem werde anschaffen müssen, erhielt ich sie wieder zurück.“

„Zuerst in der *«Kritik der reinen Vernunft»*, diesem Meisterwerk seines Geistes, war mir der Reichthum und die Schärfe des Kantischen Geistes viel zu überlegen, als daß ich hätte irgendwo tadeln können; ich studirte nur das Werk eben nicht um seine Ansichten aufzufassen, sondern um mich von ihm leiten zu lassen in der Entwicklung meiner eigenen Einsicht in die philosophische Wahrheit. Hierauf bei der *«Kritik der praktischen Vernunft»* und der *«Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft»* ging es mir schon anders; ich wurde auf eigene Untersuchung geleitet, die auch zum Theil auf andere Resultate führte. Der erste Aufsatz, den ich für mich entwarf, betraf die veränderte Ansicht des reflectirten Triebes, den Kant nur auf vergleichende Selbstliebe als Modification der Neigungen bezog, in welchem ich aber den rein menschlichen Trieb nach Vollkommenheit oder Geistes Schönheit erkannte. Ueberhaupt als ich so weit mit Kant gegangen war, sah ich, daß den beiden Kritiken eine allgemeine psychologische Grundlehre fehle, durch welche die dunkeln Lehren der *«Kritik der reinen Vernunft»* von der objectiven synthetischen Einheit von Sein, transcendentaler Einbildungskraft, Verstand, Urtheilskraft und Vernunft, sowie der Lehren vom Begehren und Wollen genauer ausgebildet würden.“

„Diese Lehren erwartete ich von der *«Kritik der Urtheilskraft»*, und als ich diese erhielt, sprach die Einleitung in der That meinen Gedanken an, aber nur mit einem kurzen Abriß der Resultate. Das Werk selbst aber eröffnete mir jene reichen neuen Gebiete der philosophischen Forschung doch nicht hinlänglich, und so bildete sich mir die Aufgabe an mich selbst, jene allgemeine psychologische Grundlage, welche ich vermißte, erst selbst zu suchen und darin die Kantischen Untersuchungen weiter fortzusetzen; ich gab ihr vorläufig den Namen Propädeutik der allgemeinen Psychologie, nachher philosophische Anthropologie. So oft und soviel ich konnte, wanderte ich einsam in unwegsamem Walde, um nicht gestört zu werden, und dachte diesen Sachen nach.“

Noch an einer andern Stelle seiner Aufzeichnungen faßt Fries zusammen, wie sich „in den drei Jahren im Seminar seine ganze Welt- und Lebensansicht ausgebildet habe nach seiner Individualität und unter dem Einfluß aller Lehre und alles dessen, wie er sich lesend in die papierene Welt verlor“. Und zwar in Religion, Politik und Aesthetik.

„In Rücksicht der Religion war ich, ohne irgend sogenannte

freigeisterische oder neologische Dinge gelesen zu haben, ein geborener Deist und Lessing'scher Fragmentist. Ganz gegen die Absicht des Lehrers überzeugten mich die ersten Belehrungen über Psychologie, daß die Gnadenwirkungen des Heiligen Geistes und das Gefühl der Vergebung der Sünden, womit ich mich bisher andächtig unterhalten hatte, bloße Nachwerke meiner Phantasie seien; sie verloren mir sogleich alle Bedeutung. Ferner ebenso einleuchtend trat mir sogleich entgegen, daß der Mittelpunkt des herrnhutischen Glaubens von der Erlösung der Menschen durch stellvertretende Abbüßung der Schuld ein ganz falsches und unsittliches Bild vorführe. Damit war nun mein Christenthum vernichtet, und meine Geringschätzung des Christenthums blieb mir stehen, bis weit später das Studium der Geschichte der Philosophie mir die große Bedeutung desselben für die Entwicklungsgegeschichte des menschlichen Geistes deutlich werden ließ. Aber daneben hatte mir die Erfahrung des herrnhutischen Lebens doch die große Bedeutung des religiösen Lebens so klar gezeigt, daß ich diese jederzeit anerkannte. Indem ich nun so zu einer ganz philosophischen Lebensansicht geführt wurde, habe ich doch von der oft geschilderten und oft gerühmten Angst des Zweifels gar nichts erlebt. Ich habe nie an Gott und ewigem Leben gezweifelt, ich habe mich nie vor Gott gefürchtet, denn ich war sogleich überzeugt, daß die Ideen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit im menschlichen Geiste gegründet seien und uns den Glauben an die Weltherrschaft der ewigen Güte festhalten. Da mir nun aber die ganze gewöhnliche Unterlage der geschichtlichen Bilder verloren gegangen war, erhielt mir die Gefühlswelt, welche ich aus Jacobi's Roman „Allwill's Brieffammlung“ erhielt, gleichsam eine religiöse Bedeutung und das religiöse Leben erschien mir bald in seiner großen geschichtlichen Verbindung mit den schönen Künsten, wodurch sich meine Weltansicht zu derjenigen hinwendete, welche ich später die religiös-ästhetische nannte.“

„Daher mußten mir überhaupt die ästhetischen Interessen eine große Bedeutung gewinnen, und dies war durch die herrnhutische Erziehung sehr begünstigt. Bei der unglaublichen Einförmigkeit des Lebens, ohne alle lebendig erregenden Ereignisse, erhielt schon die kleinste Unterhaltung mit Naturschönheit eine große Wichtigkeit; dabei regte man uns wol das Interesse an den meisten schönen Künsten (den ganz verfehmten Tanz ausgenommen) an, welches durch das Verborgenhalten der meisten Dichter, durch den Reiz des Verbotenen und andererseits durch wiederholten Besuch der Kunstschatze in Dresden sehr gehoben wurde. Ich erhielt eine eigenthümliche, sehr wählerische

Ausbildung des Geschmacks; Musik und Malerei galten mir nur im Großen für das öffentliche Leben; am schärfsten wählte ich aber in der Dichtung. Homer's Iliade war mir vom Knaben auf das Gedicht der Gedichte; griechische Kunst die Kunst der Künste. Unter den Neuern hielt ich mit Ariost, Cervantes, Shakspeare gegen Tasso, Calderon u. s. w. Bei uns las ich Lavater ungern; Herder sprach mich an, doch ohne Befriedigung; Jacobi's «Allwill» befriedigte manches Jahr lang; vorherrschend blieben Klopstock, Lessing, Wieland, Schiller und Goethe.“

„Ebenso wichtig ist die Entscheidung meiner politischen Ansichten, welche ja durch die Stürme der Französischen Revolution so gewaltig hochgestellt wurden. Hier blieb mir immer das Schicksal, für ultra-liberal zu gelten, wiewol ich allen Stichworten der Tagesliberalität widersprach. Für die Geschichte war meine Meinung, Propheten und Helden geben ihr die Entscheidung; aber die schönen Zeiten der Völker sind nur die, wo sie durch republikanischen Geist, durch Gemeingeist im öffentlichen Leben zusammengehalten werden. Nur durch Selbstvertrauen des Autokrators werden die Sachen gut geführt, aber die schöne Stellung des Herrschers ist die, der erste unter Gleichen zu sein, wie sie in der Geschichte meist als die ritterliche vorkommt. Hingegen die Schonung einer verkommenen Nationalität gehörte nie zu meinen Idealen. So waren mir Johannes von Müller's Reden gegen Friedrich des Großen Theilung von Polen immer zuwider; was lag an der Erhaltung dieses sich selbst untreuen polnischen Adels und der Anarchie seines Wahlreichs? Ich stimme für die unbeschränkte Machtvollkommenheit des Dictators, die Sachen zur guten Entscheidung zu führen.“

„Was die Moral betrifft, so war ich sogleich gegen alle die Reden, wie sie nachher Fichte führte, in welchen man das Familienleben zurücksetzte und anstatt dessen eine nur öffentliche Erziehung wollte. Ich hielt und halte Reinheit und Feinheit im Familienleben für die tiefste und reinste Quelle des sittlichen Lebens, und weiß nicht, wie mir dies so früh klar wurde, da meiner Jugend alles Familienleben fehlte.“

„Endlich aber ebenso klar war mir der Nothbehelf revolutionärer Stürme, die ich nur für ein unentbehrliches Nothmittel gegen die Faulheit und Selbstsucht der Aristokraten hielt, und nie habe ich mich für die bloßen Berechnungen repräsentativer Verfassungsformen interessieren können. Stets mußte ich mich über die deutschen Angelegenheiten ärgern, aber nicht weil uns der böse Feind, die Franzosen, so

übel mitspielten, sondern weil die Deutschen sich so geistlos und dumm, gegen einander untreu und niederträchtig selbstsüchtig benahmen. Das wurde erst besser, als das Glück der Russen uns aufjagte zum guten Muth, uns selbst zu helfen."

„Aus allem diesen bildeten sich meine Ideale, an deren Spitze dann stand: es ist dem Menschen aufgegeben, sich selbst zu helfen, die größte Aufgabe der Wissenschaft ist eine Theorie der Kunst der Veredlung der Menschheit. Ich sagte mir: es ist eine kleine Aufgabe, wenn bei Klopstock ein Gott sich entschließt, ich will die Menschen erlösen; aber ein großer Gedanke wäre es, wenn ein Mensch sich so entschließen könnte. Es ist wunderherrlich, einen Posa gedichtet zu haben, aber ungleich höher wäre es, einen Posa zu leben. Bei diesem Enthusiasmus für politische Ideale blieb aber mein großer Fehler, daß ich nie zu einem Enthusiasmus für die Pädagogik gelangt bin, durch den ich eigentlich wol allein meiner Welt- und Lebensansicht die Freunde hätte gewinnen sollen."

Was aber sollte nun aus Fries werden, als seine drei Studienjahre im Seminar zu Miesky zu Ende waren, wenn sie ihn zu diesen Zielen geführt hatten und sich's nun doch fragte, was für Dienste er jetzt der Brüdergemeine zu leisten fähig sein werde? „Wir sollten“, erzählt er, „zunächst als Schullehrer in Dienst treten. Vor dieser Anstellung hatte jeder von uns eine Art Glaubensbekenntniß niederzulegen und den Obern zu übergeben. Ich gab dies mit höchst naiver Ehrlichkeit ab, indem ich mich gegen die ganze positive herrnhutische Religionslehre nur für natürliche Religion und für Jacobi's Gefühlsansichten erklärte.*) Ich muß mich wundern, daß man mich nicht sogleich abwies; indessen die väterliche Milde des Bischofs Johann Friedrich Reichel und einige Rücksichten auf meine Mutter halfen mir noch beruhigend. Man bot mir eine Lehrerstelle in Fulneck in Nord-

*) Auf geschehene Nachfrage nach diesem „Glaubensbekenntniß“ in Berthelsdorf ist dasselbe dort im Jahre 1863 nicht wieder aufgefunden, und es ist sogar von dort entgegnet, Fries habe „beim Austritt aus dem Seminar 1795 kein Glaubensbekenntniß eingereicht, wie dies überhaupt nicht üblich sei; daß man Bedenken trug, auf sein eingereichtes Glaubensbekenntniß hin ihm eine Anstellung zu geben, ist ein Irrthum“. Aber Fries' eigene Versicherung ist so bestimmt, daß sein Zeugniß durch eine Versicherung aus dem Jahre 1863 wol noch nicht vernichtet wird, zumal bei der Möglichkeit, daß man über eine Verhandlung mit einem abgehenden Schüler nicht eben alle Actenstücke werde aufbewahrt und vollständig erhalten haben bisjezt. Das Bekenntniß blieb wol in den Händen des Bischofs Reichel, wenn dieser die Sache vermittelte.

england an, allerdings eine Art Exil; darauf war ich aber so anmaßlich zu erklären, daß wenn man mich nicht entweder in Niesky oder Neuwied anstellte, ich die ganzen Verhältnisse verlassen und meine Studien in Leipzig fortsetzen würde. Nun wies man mich ab und ich entschloß mich in Leipzig die Rechte zu studiren. Dies schmerzte meine Mutter anfangs sehr; als sie aber sah, daß man mich nach Fulneck schicken wolle, freute es sie wieder, daß ich mich diesem Zwange selbstständig entgegensetzen könne, und so gab sie williger nach, besonders da Bischof Reichel mir zum Guten sprach und sogar vermittelte, daß ich meine neue Laufbahn mit Erlaubniß der Direction betrat.“ Die Schwester gibt diese Verhältnisse noch näher an; als Fries erfahren hatte, „daß seine Freunde, deren Väter im Directorium waren, in den großen Anstalten in Niesky und Neuwied angestellt, er aber nach England, das war soviel als nach Sibirien, verwiesen werden sollte, da bot ihm Karl von Bezschwig sogleich an, er solle mit ihm nach Leipzig gehen, er wolle alles mit ihm theilen. Die Mutter aber nahm die Idee, ihren Sohn nach England zu schicken, noch weit mehr übel als er selbst, und sagte: wie ganz anders würde es sein, wenn sein Vater noch lebte! er solle aber Bezschwig' Anerbieten nicht annehmen; wenn er nach Leipzig gehen und dort Jura studiren wolle, gebe sie ihm ihren mütterlichen Segen mit, und 900 Thlr. sollten von dem Tage an ihm gehören. Der Mutter wurde dies sehr übel genommen; mit meinem Bruder aber waren die Directoren beim Abschied alle sehr freundlich und versicherten ihn, wenn er als fertiger Jurist wieder zu ihnen käme, würden sie ihn gern aufnehmen und anstellen“. „Meine Lehrer in Niesky“, sagt er selbst, „entließen mich mit der schmeichelhaften Hoffnung, daß ich eine glänzende Rolle in der gelehrten Welt spielen werde; diese Hoffnungen theilte ich aber keineswegs; ich war meiner Ungeschicklichkeit und grenzenlosen Unbeholfenheit im geselligen Leben mir zu wohl bewußt und ging mit sehr geringen Anforderungen an das Schicksal nach Leipzig.“ Das lateinische Zeugniß des Inspectors J. Gottfried Cunow, mit welchem er 10. Oct. 1795 aus dem Seminar zu Niesky entlassen wurde, rühmt besonders, wie er „pro ingenio, quod ei contigit sagaci atque ad perscrutandas rerum causas et modos maxime idoneo, scientias mathematicas et philosophicas singulari quodam studio amplexus sit“.

Es mußte wol nach dem Entwicklungsgange seiner Ueberzeugungen und nach der Art, wie ihm diese nicht von außen angeweht, sondern innerlich tief begründet waren, zu einem solchen Bruch kommen. Was diesem vorherging, sowie sonst seinen Freundschaftscultus, seine

Sehnsucht über die nächsten Schranken hinaus, sein Fliehen aus diesen und sein Suchen der noch ungekannten Welt und ihrer überschätten Freuden, seine Mischung einer nüchternen Meditation, welche ihn befriedigt, mit einer Gefühlsregung, worin er sich nicht genügt, seine Losreißung von den Traditionen der Gemeine und doch auch seine Abhängigkeit, davon mögen für dies sein letztes Studienjahr im Seminar noch Bruchstücke seiner von dort an Karl von Bezschwiz nach Leipzig geschriebenen Briefe hier zum Schluß zeugen.

Niesky, 3. Nov. 1794. Wie unendlich viel fehlt mir mit Dir! Das hätte ich nimmermehr gedacht und ach wieviel hätte ich Dich auch nur nützen können! mich zu befestigen in Liebe und Stetigkeit, zu erhalten in Wärme. Wie weit schwerer ist es mir, mein kaltes Wesen in immer inniger Wirksamkeit zu erhalten, da ich allein bin, aber ich will mich auch in der Ferne an Dich halten, bis ich fester werde. Guter, inniggeliebter Karl, laß uns fest, laß uns ganz zusammenhalten. Nur allzu oft wird meine Thätigkeit zum bloßen Mechanismus, meine Ruhe zur Gleichgültigkeit. Deiner Gut wünsche ich nur Reinheit, Deinem Streben Wahrheit und daß Du Ruhe habest, jene heilige stille sanfte Ruhe der Seele, die hervorgeht aus bleibender Freude in steter inniger Wirksamkeit zum Bessern, worin allein freie Thätigkeit und nicht bloß mechanischer Zwang. O wie sehr wünsche ich mich nach diesem Ziele hin in Einigkeit mit Dir. Wenn ich draußen gehe und Dich suche in dem, wo Du mit mir warest, so ist jetzt wol abgefallen das grüne Laub, durch kahle Ruthen pfeift der Wind, aber im Himmelblau habe ich Dich auch beim offenen Fenster. Liebe mich, laß uns beharren im Streben nach jedem Guten.

Du wirst ein Buch kennen vom Entstehen und Untergang der polnischen Constitution vom 3. Mai 1792; lies es, wenn Du kannst, und trauere über Kosciuszko's Unglück. Soviel Edles hätte ich bei Polen nicht geglaubt. Wie konnte soviel Gutes nur zum Untergang sich zeigen, ein Spott der Zeiten! Lache nicht; ist doch dies mein zweites Interesse! O daß ich bei Dir wäre, aber so sollt's nicht sein. Karl, guter Karl, wer weiß, wo Du noch den Schulmeister auffuchen wirst; doch das ginge noch, aber wie weiter? Ach Sorge Du mit, wenn Du kannst. Mein Urtheil über Kant's „Religion“ nehme ich demüthig zurück und beschränke es bloß auf die erste Hälfte des dritten Aufsatzes. Aber sieh! selbst diesem kältesten Forscher muß Liebe letztes Ziel sein! Laß uns in Liebe bleiben! Liebe lernen und in Liebe Wahrheit.

13. Nov. 1794. Du guter Karl, ach wenn Dir doch auch einmal Dein Jacobi käme! Wie gern wollte ich Dir mein Alles geben, o daß ich frei wäre! Halte Dich immerhin an mir, wenn Du an mir Halt findest, ich bleibe gewiß bei Dir. Ach wie sehr trifft Deine Klage um Einsalt auch mich. Vielleicht ist in mir weniger erlogenes Wesen, aber das liegt darin, daß ich so kalt bin; nur zu oft ist meine ganze Wärme erdichtet, erlogen. Aber doch nicht immer, ich bin warm für Dich! und wenn ich Dir Wahrheit gebe, so wirst Du Trost an mir haben, denn ich weiß es, ich liebe Dich. Du suchst Trost bei Dir, um Dich, ich soll Dich besiegen, ich verstehe Dich: o daß ich es könnte. Ach Unschuld, Unschuld, bester Karl, achte die hoch, höher als Du es thust, suche Unschuld wieder! Kannst Du sie erlangen? o so kannst Du Einsalt erlangen. Wol nicht durch Unschuld, aber auch nicht ohne Unschuld. Heuchle Dir nicht, sei schlecht und niedrig vor Dir selbst auf eine Zeit lang, gewiß Du wirst in der Demuth Einsalt finden. Du hast Feuer und Wärme, aber täusche Dich nicht mit erlogener Flamme, daß sie Dein sei, und hüte Dich, daß Du Dich nicht freuest über das Licht und die Wärme unreiner Flamme, denn diese verzehrt sich selbst. Lerne Dich mit dem Gedanken Deiner Schlechtigkeit vertragen, so wirst Du bald jene Ruhe finden, in der allein wahre Thätigkeit, Stärke und Leben ist, ein Leben, das die Liebe selbst ist, denn Du hast Feuer und Wärme; ich aber habe wenig, so sehe ich mich schlecht, vergesse es aber allzu oft, und habe gleichgültige Kälte für Ruhe. Hilf Du mir, vielleicht kann ich Dir auch helfen, und laß uns zusammenhalten über dem: die Liebe gibt alles, vertrauet der Liebe.

1. Dec. 1794. Ich kenne Dich wohl, daß Du stolz genug und nicht zum Sünder zu bändigen bist; aber doch warst Du so ganz ungelehrig doch nicht, und da wollte ich's doch versuchen, ob Du vielleicht jetzt bis zum Sünderwerden gelehrt worden wärest. Das scheint mir nun freilich nicht. Aber doch, Bester, in gewisser Absicht sollte es sein, und ist ja doch auch, da Du selbst Dich bekehren willst zur Einsalt. Hier rufft Du mich um Hülfe an. Und zur Hülfe sage ich Dir: Heuchle Dir nicht! hüte Dich Gefühle zu fälschen, die oft sehr stark sein können, wo Glut ist, wie Du sie hast, aber doch unwahr! Halte Dich am Innigen und Sanften, und suche nicht das dunkle Colorit, denn nur allzu leicht lügt dieses Hoheit und Stärke, wo nur Schwarz ist und Nacht. Leichtsinn führt besser zur Einsicht als Düstereit, aber er darf nicht Wesen, nur Außenseite sein.

11. Dec. 1794. Ich bin in mir gar zu kalt und todt ohne Dich in Verhältnissen, die mir immer abgeschmackter von Tag zu Tag werden. Alle Wärme in und zu Wahrheit muß ich aus mir selbst nehmen; doch nein, aus Deinen Briefen, und bin in mir so kalt. O wie sehne ich mich, Dich wieder einmal umarmen zu können, der Du auf besserem Boden mit mehrerer Kraft gewiß weit mehr gediehen bist als ich. Ja Goethe, besonders Stella und den Dir lieben Heidenreich wollte ich freilich herzlich gern lesen, habe aber wenig Aussicht dazu zu kommen, wie Du weißt. Ich freue mich herzlich über Dein Fortepiano, wenn ich da nur bei Dir stehen könnte. Viel Glück zum Tanzen! Das ist mir ein wahrer Gräuel, wo ich mir oft selbst ekelhaft bin, mit dem Mädchenlos Erzogensein.

18. Dec. 1794. Ich weiß es selbst nicht, wie ich hier manchem Herzen so nahe gekommen bin. Das rührte mich fast bis zu Thränen, da der gute Dahl sich mir neulich abends so nahe machte, Liebe von mir verlangte, mir Angelegenheit seines Herzens klagte und mir allerliebste Dinge von Freundschaft sagte. Unerwartet wandte auch Kennenkampf sich zu mir, und auch mit Oldendorp bin ich in einiger Annäherung. Mit Bruiningk bin ich schon länger in Bekanntschaft, und mit andern in Dir schon bekannten Verhältnissen. Dies alles erhält mich mancfaltig angenehm beschäftigt, aber doch wäre ich allein, ganz allein ohne Dich.

1. Jan. 1795. Ich wollte Dir gern viel schreiben von Wahrheit, Schönheit und dem Guten und wie die drei mit Wahrheit umschlossen sind, und dann von Liebe, inniger Thätigkeit und festem hohen Sinn, wie diese drei das ganze höhere Selbst des Menschen ausmachen. Es ist herrlich, stark zu sein in Freiheit über alles, allein, in steter Freude; Liebe zu geben an alles um mich her, ohne etwas zu fordern; aber unermesslich mehr bei dieser Stärke sich schwach zu fühlen, ohne Haltung für sich und sein ganzes Wesen sich zu stützen auf ein ander Herz, so nur unerreichbar stark zu sein in der Umfassung der Liebe eines andern.

8. Jan. 1795. Jacobi sagt, es wird kein großer Mann ohne hohen Begriff, er handle denn nach Ideen. Dies scheint mir dahin Beziehung zu haben: jede große Wirksamkeit muß nach vorausgedachten Zwecken geschehen; hierin scheint mir das Energische aller menschlichen Thätigkeit zu liegen, hierauf die ganze höhere tiefere innere

Bildung des höhern Selbst im Menschen zu beruhen. Man soll nämlich den ausführenden Willen so nahe wie möglich mit dem zwecksetzenden Begehren in Verbindung bringen. Durch diese Vereinigung ergeben sich drei Ansichten im Ideale eines vollkommenen Menschen, ordentlich nach den drei Garbe'schen Kategorien der Relation: reiner Sinn, innige Thätigkeit und Liebe. Ich kann jetzt nicht mehr sagen; nur noch zwei Bemerkungen. Nur wahrere Ueberzeugung kann ein Mensch dem andern verschaffen. Und: schlechter verdorbener Geschmack ist das einzige, was einen Menschen widrig, aber auch das einzige, was ihn eigentlich unglücklich macht. Viel Glück wünsche ich Dir zu Deiner ersten Erscheinung auf einem Ball. Räm' ich im Leben doch auch so weit.

18. Mai 1795. Hilf mir Stärke sammeln, der Zerstreuung durch Alltagsleben zu widerstehen, uns mehr zu sammeln in dem Mittelpunkt der Seele, wo Leben ist in Liebe. O wie unendlich mehr würde mir dieses Genußes werden, wenn ich bei Dir sein könnte, aber noch kann ich nicht. Ich fragte Dich: soll ich's wollen? aber Du mußttest Nein antworten. Nein, Blumen zertreten will ich nicht, auch nicht auf dem Wege zu Dir; so lang es geht, will ich meiner Mutter folgen; dieses „so lange“ helfe Dein Herz mir bestimmen. Aber wehe um die Schwierigkeiten, die sie mir macht, wie wenig sie mir alle sagen; aber ich muß folgen; doch hoffe ich auf bessere Zukunft.

the first of these is the fact that the
the second is the fact that the
the third is the fact that the
the fourth is the fact that the
the fifth is the fact that the
the sixth is the fact that the
the seventh is the fact that the
the eighth is the fact that the
the ninth is the fact that the
the tenth is the fact that the

the eleventh is the fact that the
the twelfth is the fact that the
the thirteenth is the fact that the
the fourteenth is the fact that the
the fifteenth is the fact that the
the sixteenth is the fact that the
the seventeenth is the fact that the
the eighteenth is the fact that the
the nineteenth is the fact that the
the twentieth is the fact that the

the twenty-first is the fact that the
the twenty-second is the fact that the
the twenty-third is the fact that the
the twenty-fourth is the fact that the
the twenty-fifth is the fact that the
the twenty-sixth is the fact that the
the twenty-seventh is the fact that the
the twenty-eighth is the fact that the
the twenty-ninth is the fact that the
the thirtieth is the fact that the

the thirty-first is the fact that the
the thirty-second is the fact that the
the thirty-third is the fact that the
the thirty-fourth is the fact that the
the thirty-fifth is the fact that the
the thirty-sixth is the fact that the
the thirty-seventh is the fact that the
the thirty-eighth is the fact that the
the thirty-ninth is the fact that the
the fortieth is the fact that the